

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 63 (2001)
Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Schmutz, Daniel; Lory, Martin: Geld, Preis, Löhne. Ein Streifzug durch die Berner Wirtschaftsgeschichte. Bern: Bernisches Historisches Museum; Zürich: Chronos, 2001 (Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum, 5). 64 S., ill.

Seit 1999 erscheint mit den «Glanzlichtern» eine neue Publikationsreihe des Bernischen Historischen Museums, welche besondere Objekte oder ausgewählte Sammlungsteile vorstellt. Fünf dieser sorgfältig gestalteten und ausgezeichnet bebilderten Hefte sind bereits greifbar: Das keltische Schatzkästlein, Bilderwelt des Himmelbetts, Das Schnittmusterbuch von Salomon Erb, Leben und Tod des Heiligen Vinzenz, Geld – Preise – Löhne. Jedes Heft entspricht einem kleinen Museumsbesuch zwischen zwei Buchdeckeln. Die neuste Publikation vermittelt einen Einblick in die Geldgeschichte Berns von der Römerzeit bis in die Gegenwart. Dabei streifen die Verfasser einzelne sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen, ohne allerdings einen umfassenden Überblick über die Wirtschaftsgeschichte zu bieten.

Die beiden Autoren – Numismatikspezialisten des Museums – präsentieren in der Einleitung einen gerafften Überblick über die bernische Geld- und Münzgeschichte sowie über die Entwicklung der Preise und Löhne. Den Hauptteil bildet ein Katalog mit 23 Objekten, die jeweils auf einer Doppelseite abgebildet sind, begleitet von einem erläuternden Text sowie weiteren Illustrationen. Die porträtierten Gegenstände sind klug ausgewählt und decken ein breites Themenspektrum ab. So trifft man unter anderem auf eine römische Schüssel, einen Messkelch von 1523, einen Münzschatz aus der Zeit des Bauernkrieges von 1653, eine Sammelbüchse für die Armen aus dem 17. Jahrhundert, eine Henkersrechnung von 1748, die älteste Banknote der Schweiz von 1836, ein Bahnbillett von 1872 und ein Exemplar einer Swatch-Uhr. Die Autoren erzählen zu jedem Gegenstand eine Geschichte, die sein Umfeld erläutert und ihn mit wirtschaftsgeschichtlichen Fakten verbindet. Sämtliche erwähnten Geldbeträge werden in Relation zur Kaufkraft und zur Arbeitszeit von Berufsleuten gestellt. So können auch Laien nachvollziehen, welche Bedeutung ein Gegenstand zu seiner Zeit hatte. Wer sich für ein Thema besonders interessiert, findet zudem weiterführende Literaturhinweise.

Dass auch kleinste Gegenstände interessante Überreste der Geschichte sein können, zeigt beispielsweise ein Schachtelkäse der Marke «Oberland», der 1942 von der Firma Gerber Käse hergestellt wurde. Die Schachtel enthielt sechs Portionen Schmelzkäse und kostete 95 Rappen, was damals einem halben Stundenlohn eines Arbeiters entsprach. Neben dem Hinweis auf heutige Preise für Schachtelkäse wird die Lebensmittelrationierung im Zweiten Weltkrieg thematisiert. Nach der Lektüre bleibt einzig unklar, ob das Museum nur im Besitz der Schachtel oder auch des dazu gehörenden Käses ist. Beim genauen Betrachten der Abbildung lässt sich aber erkennen, dass die Verpackung geöffnet worden ist. So ist anzunehmen, dass der Käse vor dem Ablaufdatum vom 31. März 1942 verzehrt worden ist.

Dank diesem Glanzlicht bleiben die Exponate nicht tote Materie, sondern erhalten eine Aura vergangenen Lebens. Die Publikation ist ein schönes Lese- und Bilderbuch und zeigt, dass Museen keine verstaubten Institutionen sein müssen.

Christian Lüthi

Gutscher, Daniel; Ueltschi, Daniel; Ulrich-Bochsler, Susi: Die St. Petersinsel im Bielersee, ehemaliges Cluniazenserpriorat. Bericht über die Grabungen und Bauuntersuchungen von 1984–1986. Bern: Berner Lehrmittel- und Medienverlag, Haupt, 1997 (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). 357 S., ill.

Eggenberger, Peter et al.: Schloss Münchenwiler – ehemaliges Cluniazenserpriorat. Die Bauforschungen von 1986–1990. Bern: Berner Lehrmittel- und Medienverlag, Haupt, 2000 (Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern). 269 S., ill.

Die beiden vorliegenden Bände sind Teil 1 und 2 einer Trilogie, welche die Ergebnisse der dringend gewünschten, vertiefenden Bauforschung zu den ehemaligen Cluniazenserprioraten im Kanton Bern zugänglich macht. Sie sind ausserordentlich sorgfältig ausgearbeitet und mit informativem Bildmaterial sowie eingängigen Rekonstruktionszeichnungen versehen. Als dritter und letzter Band soll das Werk zum Priorat Rüeggisberg in naher Zukunft folgen. Den Anstoss für archäologische Untersuchungen gaben in Münchenwiler die baulichen Anpassungen für die Nutzung als Bildungs- und Tagungszentrum der Volkshochschule und bei der St. Petersinsel eine Gesamterneuerung sowie eine neue Nutzung des Fasskellers. In beiden Fällen haben die Forschungen wertvolle Erkenntnisse zur Baukunst der Cluniazenser auf Berner Boden respektive die Bestätigung und Vertiefung von Erkenntnissen geliefert, die bislang wenig mehr als eine Vermutung waren. So ist nun baugeschichtlich eindeutig die auf Grund der auffälligen Architekturteile schon längst vermutete Prioratskirche Münchenwiler nachgewiesen worden, in welcher der bernische Schultheiss Hans Jakob von Wattenwyl nach 1535 sein Schloss eingerichtet hat. Aufschlussreich sind hierbei die sorgfältigen Rekonstruktionsversuche, deren Grundlagen in diesem so stark verbauten Gebäude alles andere als einfach herauszuschälen waren.

Ebenso belegt die Bauforschung nun eindeutig die angenommene Kulturkontinuität seit der Spätantike auf der St. Petersinsel. Römische Mauerzüge, die südlich des Inselhauses angeschnitten wurden, weisen auf einen Tempelbezirk hin. Darin darf in Analogie zu anderen bekannten Plätzen durchaus eine Vorgängerkultstätte des merowingischen Begräbnisplatzes aus dem 7. Jahrhundert, der womöglich später eine Kirche erhielt, gesehen werden. Die definitive Interpretation muss indes einer weiteren Grabung überlassen werden. Gründungsgeschichtlich in völliger Analogie zur «Mutterkirche» in Cluny sind Stiftung und Ausstattung des Priorats auf der St. Petersinsel durch die Grafen von Hochburgund Anfang des 12. Jahrhunderts belegt. Dies findet nun auch die archäologische Bestätigung in Form eines früh- bis hochmittelalterlichen Klösterchens auf der Insel.

Von besonderem Interesse sind bei den beiden Büchern die untersuchten Verwandtschaften der Cluniazenserbauten auf Schweizer Boden untereinander sowie ihr Bezug zur Vorbildarchitektur der Bauten Cluny II und III. Besonders schön zeigt dies das entsprechende Kapitel im Münchenwiler-Band. Kennzeichnende Merkmale wie Vierungstyp und Mehr-Apsiden-Choranlagen mit unterschiedlicher Staffelung lassen das Vorbild der Baupläne Clunys ablesen. Besonders Cluny III, über dessen Bau wir dank der Rekonstruktion Conants einigermassen Bescheid wissen, muss impulsgebend gewesen sein. Da sich der Cluniazenserorden anfänglich als Reformbewegung verstand, war die bauliche Ausstattung vorerst bescheiden. Die wachsende Bedeutung des Ordens, gefördert durch das Engagement des hochburgundischen Adels, führte zu immer grösserer Macht- und Prachtentfaltung. Cluny III wurde so zum damals grössten mittelalterlichen Kirchenbau Europas. Verbindlich für den Bautyp unserer Gegenden wurde

jedoch die Kirche des schon im 11. Jahrhundert privilegierten und später zur Abtei aufgewerteten Priorats Payerne. Der plastische Schmuck, die Kongruenz der charakteristischen Chorpartie und die Qualität der figuralen Plastik lassen den Schluss zu, dass Payerne gewissermassen Vorbildwirkung für die Prioratskirche von Münchenwiler mit Ausstrahlung auf das Kloster der St. Petersinsel zugekommen sein mag.

Man darf nun gespannt sein auf die Erkenntnisse aus den Forschungen zu Rüeggisberg, denen sich der Schlussband der Trilogie widmen wird.

Annelies Hüsey

Esch, Arnold: Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Bern etc.: Haupt, 1998. 415 S., ill.

Arnold Esch, von 1977 bis 1988 Professor für die Geschichte des Mittelalters an der Universität Bern, hat sich mit den Studenten seines Seminars selbstverständlich auch Themen der Berner und der Schweizer Geschichte zugewandt. Die bleibenden Früchte seines Bemühens, bereits an verschiedenen Orten publiziert, hat einer seiner Schüler, der Archivar Vinzenz Bartlome, in dankenswerter Weise zu einem ansprechenden Band vereinigt. Sein etwas rätselhafter Titel verweist den Leser auf die von Esch bevorzugte sozial- und mentalitätsgeschichtliche Perspektive hin, die neue Einsichten in das Denken und Trachten der Menschen am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit verspricht. Seine Fährten führen die Leserschaft weit weg von der einst so bewundernten heroisierenden Geschichtsschreibung eines Richard Feller, und zwar gerade auch dann, wenn er sich einem scheinbar längst erschöpften Thema zuwendet, wie etwa im «Berns Weg in den Burgunderkrieg» betitelten Beitrag. Esch geht es nicht um die so genannten «Taten grosser Männer», sondern um den «ganzen, lebensvollen Alltag», in dem die geschichtsträchtigen Entscheidungen fielen. Es geht um das spannungsreiche Zusammenspiel der zufälligen Umstände und kollektiven Einstellungen mit all den subjektiven, oft ganz banalen Faktoren, die das politische Handeln mitbestimmten. Das Ausleuchten der jeweiligen konkreten Situation, ja das Nachempfinden der spezifischen Atmosphäre machen uns deutlich, dass der tatsächliche Geschichtsverlauf keineswegs so zielstrebig und von den ersten Akteuren so überlegen gesteuert worden ist, wie man sich gerne vorgestellt hat.

Esch erweist sich in seinen Beiträgen immer aufs Neue als ein ebenso gewissenhafter wie methodenbewusster Forscher, der seine Quellen geschickt befragt und ihnen oft überraschende Antworten entlockt, ohne sich je in vage Spekulationen zu versteigen. Er verzichtet auf den «überhöhten Standort» des Historikers, der «rückschauend immer schon weiss, was sich auf Dauer gewandelt hat». Gleichgültig, ob seine Quellen altbekannte Texte sind, wie Thüring Frickers Schrift vom «Twingherrenstreit» oder die Chronik des Valerius Anshelm im Aufsatz «Wahrnehmung sozialen Wandels in Bern an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit», oder noch kaum beachtete Verhörprotokolle im köstlichen Beitrag «Räuber, Diebe, Wegelagerer», immer entwickelt er seine Erkenntnisse sorgsam aus dem oft genug äusserlich und inhaltlich sperrigen Material heraus und formt es zu anschaulicher Gestalt. Bei alledem lässt er die Leserinnen und Leser am Handwerk des Mittelalterforschers teilnehmen. Ohne schulmeisterliches Gehebe zeigt er den Nichtfachleuten, welche kniffligen Probleme allein schon die Entzifferung der Handschriften bedeutet, oder er macht bewusst, wie sehr die Sprache der benutzten Quellen von zeitbedingten, uns fremd gewordenen Anschauungen geprägt ist, die man erst entschlüsseln muss.

Worin liegt der Gewinn, dieses Buch zu lesen? Eschs Texte enthalten keine Staatsaktionen, sondern lassen uns Menschen begegnen, Menschen aus Fleisch und Blut in ganz verschiedenen biografischen Situationen: ehrgeizige Protagonisten der bernischen Politik, heils- oder weltsüchtige Jerusalem-Pilger, verachtete Aussenseiter der bürgerlichen Gesellschaft. Was zeitlich weit zurück liegt, für immer vergangen und verdämmert zu sein scheint, wirkt plötzlich frisch, farbig und lebensnah. Nie verliert sich der Faden im beliebig Anekdotischen. Die grosse historische Folie mit ihrer ganzen Dramatik tritt zwar zurück, sie empfängt aber indirekt ein neues, vielgestaltiges Relief, indem der Autor bisher unbeachtete Tiefenschichten freizulegen versteht. Das alles kleidet er in eine angenehm fließende Sprache, die auf jeglichen modischen Jargon verzichtet. Die Lektüre dieser Texte ist darum ebenso bereichernd wie vergnügend.

Carl Pfaff

Groebner, Valentin: Gefährliche Geschenke. Ritual, Politik und die Sprache der Korruption in der Eidgenossenschaft im späten Mittelalter und am Beginn der Neuzeit. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2000 (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven, Bd. 4). 312 S., ill.

Geschenke sind eigentlich Liebesgaben, sie drücken eine freiwillige Aufmerksamkeit aus, die zumindest im Moment des Schenkens keine direkte Gegenleistung erwartet. Bei den etwas speziellen Geschenken hingegen, die im Dunstkreis der Politik ausgetauscht wurden, war es anders, wie Valentin Groebner in seinem interessanten Buch über die vielfältige Praxis des Schenkens in eidgenössischen und süddeutschen Städten von zirka 1440 bis 1530 darlegt. Er rekonstruiert sowohl, wer wem, was, wann, warum schenkte, als auch, wie darüber geredet wurde. Er nutzt dafür eine Vielzahl von Quellensorten, von Rechnungsbüchern und Geschenklisten über Chroniken, Briefe und Bilder bis zu politischen Traktaten sowie literarischen Satiren.

Mit dem Wort «schenk» wurden offen überreichte Gaben belegt. Das konnte sichtbar spendierter Wein (sowie Brot und Fisch) sein, den der städtische Rat als Gastgeschenk Besuchern kredenzte, sofern sie in offizieller Funktion anreisten. Wichtige Gäste, etwa Gesandte grosser Mächte, erhielten nicht nur Wein, sondern auch silberne oder goldene Trinkgefässe oder Münzen. Mit derartigen Präsenten pflegte man freundschaftliche oder diplomatische Beziehungen. Man hielt sie penibel genau in der Geschenkbuchhaltung fest, wie etwa den silbernen Trinkbecher, den die Stadt Basel 1504 dem Berner Stadtschreiber Thüring Fricker verehrte. Umgekehrt waren die Geschenke für die Empfänger ein Teil des Einkommens, denn Gesandte, Briefboten und Amtleute erhielten nur ein geringes fixes Salär. Sie lebten zum Teil davon, dass ihr Amt Geschenke einbrachte oder sie zum Einziehen bestimmter Geschenke, heute würden wir sagen Gebühren, berechtigte. Dass solche Geschenke im späten 15. Jahrhundert einer Deklarationspflicht und teilweise sogar einer Ablieferungspflicht unterstellt wurden, verweist auf deren ambivalenten Charakter.

Denn es gab auch «böse» Geschenke. Sie wurden heimlich verteilt, um jemanden zu «schmieren». Die Sprache der Zeit nannte diese Bestechungsgelder «miet». Das unter dem Namen «Pensionen» bekannte fremde Geld, das seit den Burgunderkriegen 1474–1477 zur Beeinflussung der eidgenössischen Politik ins Land floss, interpretierten schon Zeitgenossen wie etwa der Berner Chronist Valerius Anshelm, aber auch die Geschichtsschreibung bis ins 20. Jahrhundert als Ursache der krisenhaften Destabili-

sierung, ja des sittlichen Zerfalls. Groebner dagegen differenziert erstens zwischen den «gemeinen Pensionen», die in die Staatskassen flossen, und den «heimlichen» Pensionen, die nur an ausgewählte und einflussreiche Politiker gezahlt wurden. Zweitens betont er gegen die traditionelle Sicht, dass die Pensionen zur Stabilisierung der politischen Eliten und zur Festigung staatlicher Strukturen beitrugen. Deshalb wehrten sich die Bauern in den zahlreichen Pensionenaufständen von 1477 bis 1515, zu denen auch der Könizeraufstand von 1513 gehört, gegen die Bestechlichkeit ihrer Herren durch fremdes Geld ebenso wie gegen den Abbau gemeindlicher Selbstbestimmungskompetenzen.

Vor allem an Basler Beispielen führt Groebner vor, dass die Unterscheidung zwischen erlaubten «schenk» und verbotenen «miet», «offenen» und «heimlichen» Pensionen eine Frage der politischen Definitionsmacht war. Die Mehrheiten im Kleinen Rat zogen die Grenzen zwischen legal und illegal – aber diese Mehrheiten wechselten gerade zwischen 1500 und 1520 öfter. Die Tagsatzung scheiterte mit der Umsetzung der 1503 entworfenen Pensionenordnung wohl nicht zuletzt deswegen, weil an den Tagsatzungen die grössten Pensionenempfänger über ein Pensionenverbot diskutierten.

Der Graubereich zwischen erlaubten und unerlaubten Geschenken bot den Zeitgenossen Anlass für diffamierende Gerüchte. Vorwürfe über Bestechung und Verrat (Judaslohn), über Käuflichkeit und Verweiblichung als Folge luxuriöser Gaben waren schnell zur Hand. Doch Geschenke waren nicht immer Schmiergeld, sondern oft einfach der Preis für Informationen und Dienstleistungen, die noch nicht institutionell von Post, Zeitung, Banken und Versicherungen, sondern personal vermittelt wurden. Diese differenzierte Analyse der Schenkrituale und ihrer Benennungen präsentiert in sprachlich zum Teil etwas manierterter Form neue Einsichten in die diplomatische Praxis und die politische Rhetorik. Mit seinem originellen methodischen Zugriff, den er in zahlreichen Aufsätzen bereits vorgeführt hat, umkreist Groebner ein zentrales Thema der Schweizer Geschichte.

Andreas Würzler

Rüte, Hans von: Sämtliche Dramen. Hrsg. von Friederike Christ-Kutter, Klaus Jaeger, Hellmut Thomke. Bern etc.: Haupt, 2000 (Schweizer Texte. Neue Folge, 14), 3 Bde.

Im Vergleich mit den Forschungsarbeiten zum dichterischen Werk Niklaus Manuels nimmt sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit den dramatischen Spielen des Hans von Rüte (gestorben 1558) sehr bescheiden aus. Mit der hier anzuzeigenden Ausgabe sämtlicher Dramen Hans von Rütens liegt sogar erstmals eine wissenschaftliche Edition seiner Werke vor. Die nicht ohne weit gehende Kenntnisse vom religiösen und politischen Umfeld Berns in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verständlichen Spiele sowie ihre ganz auf den Berner Spielbetrieb ausgerichtete Wirkung und damit auch geringe zeitgenössische Verbreitung erschwerten die Rezeption lange Zeit. Wie die nun vorliegende Edition aber mehr als deutlich macht, ist dies nicht gerechtfertigt. Hans von Rütens Spiele beeinflussten nicht nur das schweizerische Bibeldrama und seine Autoren massgeblich, gerade ihre enge Verwurzelung in der Berner Stadtgeschichte machen sie über ihre literarische Bedeutung hinaus zur reichen Quelle für historische Fragestellungen weiterer Disziplinen. Die Herausgeber geben denn auch in ihrem Rechenschaftsbericht der Hoffnung Ausdruck, mit der Edition Anstoss zu weiterführenden, wenn möglich interdisziplinären Forschungsvorhaben geben zu

können. Tatsächlich stellt dieser Wunsch eine grosse Herausforderung dar, nicht allein was künftige Forschungsaufgaben betrifft. Die Herausgeber haben selbst ein bedeutendes Grundlagenwerk geschaffen, das einen nur schwer zu überbietenden Standard setzt.

Die beiden Textbände legen sämtliche Spiele in der chronologischen Reihenfolge ihrer Drucklegung vor, die mit Ausnahme des «Goliath» auch der Reihenfolge ihrer Entstehung entspricht: das «Fasznachtsspiel» von 1532, die vier Bibeldramen «Joseph» (1538), «Gedeon» (1540), «Noe» (1546), «Goliath» (1555) und das «Kurtze Osterspiel» von 1552. Der mit grosser Umsicht angelegten Edition gelingt es, sowohl den wissenschaftlichen Ansprüchen an eine Veröffentlichung von frühneuzeitlichen Texten zu genügen als auch einem breiten Lesepublikum zugänglich zu bleiben. In den Textbänden finden sich lediglich die nötigen Worterklärungen, weiter gehende Erläuterungen bleiben dem Kommentarband vorbehalten. Grosse Sorgfalt wurde zudem auf die Beibehaltung der historisch überlieferten Textgestalt verwendet. Der Kommentarband schliesslich enthält eine Biografie Hans von Rüttes, die auch beim heutigen Kenntnisstand noch offene Fragen aufweist, sowie eine werkübergreifende Untersuchung zu den sprachlichen Besonderheiten und den musikalischen Einlagen der Spiele. Anschliessend folgen vor den ausführlichen Stellenkommentaren die einzelnen Werkkommentare mit den allgemeinen Erläuterungen zur Entstehung, Textgestalt, literarischen Einordnung und Überlieferung. Dank der breit angelegten Bestandsaufnahme der Rüte-Überlieferung in den Bibliotheken konnten die Herausgeber mehr Druckexemplare, als bisher bekannt waren, finden, falsche Zuschreibungen korrigieren und sogar neue Zuschreibungen machen. Ein Literaturverzeichnis mit der aktuellen Forschungsliteratur rundet die Edition ab. Ein Namen- und Sachregister fehlt, gerade zu den Werk- und Stellenkommentaren wäre dies ein sehr hilfreiches Nachschlageinstrument.

Claudia Engler

Bodenmann, Reinhard: Wolfgang Musculus (1497–1563). Destin d'un autodidacte lorrain au siècle des Réformes. Genève: Droz, 2000 (Travaux d'humanisme et renaissance, 343). 724 S., ill.

Wolfgang Musculus, der 1549–1563 als Professor der Theologie in Bern wirkte, ist von der Nachwelt lange Zeit verkannt und als Vertreter der zweiten Reformatorengeneration sogar weitgehend in Vergessenheit geraten. Erst ein im Hinblick auf seinen 500. Geburtstag veranstaltetes internationales Kolloquium und eine Ausstellung in Augsburg haben ihn der Fachwelt und einem weiteren Publikum wieder in Erinnerung gerufen. Die Wiederentdeckung des Musculus für Bern ist dem Institut für Historische Theologie der Universität Bern zu verdanken, das im Herbst 1997 in einer viel beachteten Ausstellung im Berner Münster den «Berner Musculus» im Kontext der hiesigen Reformation zeigte.

In alle genannten Veranstaltungen flossen jeweils neue Forschungsergebnisse zu Wolfgang Musculus ein. Doch gerade diese Ergebnisse machten immer wieder auch deutlich, dass die Musculus-Forschung erst am Anfang steht, zentrale Quellensammlungen noch kaum ausgewertet und damit entscheidende Fragen noch offen sind. Dass die damals geäusserten Wünsche nach einer intensivierten wissenschaftlichen Beschäftigung mit Musculus Früchte getragen haben, beweist die nun vorliegende Arbeit von Reinhard Bodenmann. Mit seinem wichtigen und gewichtigen Forschungsbeitrag

hat er ein Grundlagenwerk für jede zukünftige Musculus-Forschung geschaffen, das dieser vor allem auch weitere neue Impulse verleihen dürfte.

Kernstück der Arbeit und Ausgangspunkt für weitere Fragestellungen bildet die umfassende kritische Edition der *Vita Wolfgangi Musculi*. Bisher diente der Forschung die 1595 in Basel gedruckte Lebensbeschreibung als biografische Hauptquelle. Als Vorlage dieser Druckfassung nennt das Vorwort die 1564 von Musculus' Sohn Abraham handschriftlich verfasste Lebensbeschreibung des eben erst verstorbenen Vaters, die seither als verschollen galt. Auf der Suche nach Briefen Theodor Bezas stiess Reinhard Bodenmann 1997 per Zufall in der Genfer Sammlung Tronchin auf die Originalhandschrift der Musculusvita und konnte sie als Druckvorlage identifizieren. Ein Vergleich machte rasch deutlich, dass der Druck nur eine gekürzte Fassung der Originalvita darstellt. Laut Widmungsvorrede von Abraham Musculus an den Basler Drucker Johannes Herwagen den Jüngeren hätte das Manuskript schon 1564 zum Druck kommen sollen, was aber der unerwartete Tod des Druckers verhindert hatte. Als Basistext für die Edition der vollständigen Vita wählte Bodenmann jedoch nicht den Text der Genfer Fassung, sondern den Text des schon im 18. Jahrhundert bekannten, zwischen 1572 und 1574 entstandenen, aber nie untersuchten Manuskriptes in der Burgerbibliothek Bern von der Hand des jüngsten Musculussohnes Johann-Heinrich. Dieses weist nur geringfügige Abweichungen zum Originaltext auf. Ergänzend werden zudem das Basler und das Zürcher Vita-Fragment in die Edition einbezogen, nachdem die gegenseitige Abhängigkeit der Handschriften sorgfältig geklärt wurde. Die akribische Edition des lateinischen Textes wird begleitet von einer französischen Übersetzung und ausführlichen Annotationen, die auch auf die gegenseitige Beziehung von Vita und theologischem Werk verweisen und insbesondere alle bekannten Briefe – Musculus führte einen ausgedehnten Briefwechsel – und weitere zentrale, zeitgenössische Quellen miteinbezieht.

Der Wert der vollständigen Vita liegt hauptsächlich darin, dass sie Einzelheiten enthält, die man bei der Drucklegung als zu privat oder von zu geringem Interesse für die Nachwelt anschaute. Gerade aber über das scheinbar allzu Private können jetzt einige wichtige biografische Lücken zu Musculus geschlossen werden, was umso bedeutsamer ist, als die Biografie auch entscheidenden Einfluss auf das theologische Werk hatte.

Die Vita und die beigezogenen Briefsammlungen liefern aber nicht nur neues Material zur Biografie des Wolfgang Musculus, sie erhellen teilweise einen ganzen Kreis von Beziehungen, persönlichen Kontakten und Entscheidungen. Unter dem Titel *Musculiana* stellt der Autor zunächst die Biografien der Ehefrau Margaretha, der neun Kinder und weiterer Verwandter dar. Geklärt dürfte damit die Frage nach der Tochter Esther sein, deren Existenz bestätigt werden kann, und dem Sohn Jonas, der endgültig als «fils fantôme» bezeichnet werden muss. Nach den Lebensläufen der Familienmitglieder werden neue Aspekte des persönlichen Verhältnisses von Musculus zu einigen seiner Zeitgenossen wie Luther, Melanchthon und Calvin herausgearbeitet, seine Bemühungen um das Griechische, Hebräische und Arabische, seine Entscheidung zwischen Augsburg und Bern, überhaupt die Schwierigkeiten der Integration in Bern. In derselben Art und Weise von der Biografie und dem Privaten ausgehend, kommen theologische und werkbezogene Themen zur Sprache wie Musculus' Interesse an den Kirchenvätern, seine Einstellung und Stellungnahme gegenüber anderen religiösen Anschauungen und der «Querelle sacramentaire». Nicht zuletzt erlauben die Vita und beigebrachte Quellen die Entstehungsumstände und zeitliche Einordnung der theologischen Werke näher zu beleuchten und damit die Musculus-Bibliografie zu vervoll-

ständigen und neu zu kommentieren. Im abschliessenden Kapitel «Perceptions, perceptions...» wagt der Autor den Versuch eines psychologischen Porträts der Persönlichkeit Wolfgang Musculus auf Grund der erhaltenen persönlichen Einschätzungen durch Musculus selbst wie auf Grund der zahlreich in den Quellen auftauchenden Beurteilungen durch seine Zeitgenossen und Briefpartner.

Eine ausführliche Bibliografie, die den derzeitigen Stand der Musculus-Forschung repräsentiert, und ein Index, der, klug angelegt, keine Wünsche offen lässt, runden die Arbeit aufs Beste ab.

Claudia Engler

Bildersturm – Wahnsinn oder Gottes Wille? Katalog zur Ausstellung im Bernischen Historischen Museum und im Musée de l'Œuvre Notre-Dame, Strassburg. Hrsg. von Cécile Dupeux, Peter Jezler et al. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2000. 454 S., ill.

Mit über 60 000 Besuchereintritten allein in der Bundeshauptstadt gelang dem Bernischen Historischen Museum in Zusammenarbeit mit dem Musée de l'Œuvre Notre-Dame in Strassburg in seiner breit angelegten und eindringlich konzipierten Ausstellung «Bildersturm – Wahnsinn oder Gottes Wille?» ein Grosserfolg. Nachdem die Ausstellung abgebaut ist und die einzigartigen Exponate wieder in ihren angestammten Sammlungsvitrinen und Museumsdepots lagern, vermittelt der wissenschaftliche Katalog über die Ausstellung hinaus ein reichhaltiges und bleibendes Bild dieser widersprüchlichen und aufrührerischen Epochenschwelle.

Im Zentrum der ideologischen Auseinandersetzungen für und wider die kirchliche Prachtentfaltung standen das alttestamentarische Bilderverbot und die ausufernde Seelgerätspraxis des späten Mittelalters. «Du sollst Dir kein geschnitztes Bildnis machen, kein Abbild von dem, was im Himmel droben oder unten auf der Erde oder im Wasser unter der Erde ist...», beschied das zweite Gebot. Als schwer wiegendes Argument gegen die Bilderverehrung wurde es von Karlstadt (Von abtuhung der Bylder, 1522) in die reformatorische Diskussion überführt, nachdem die Kirche während Jahrhunderten um die Zulässigkeit eines christlichen Bilderkults gerungen hatte. Gleichzeitig definierte Luther die mittelalterliche Tradition der guten Werke neu: Weder im Erwerb eines Ablassbriefes noch in einer frommen materiellen Stiftung lag seiner Auffassung nach die Erringung des Heils, sondern einzig und allein im Glaube an Gottes Gnade. Der Motor des vielerorts im 15. Jahrhundert noch zu beobachtenden «Kirchenbaubooms» fiel mit der Reformation innert Kürze aus.

Diese und andere Bedingungen des Bildersturms – auch dessen Auswirkung und Ausbreitung auf dem europäischen Kontinent im 16. Jahrhundert – skizzieren knappe, aber informative Beiträge (unter anderem von Peter Jezler, Sergiusz Michalski, Johannes Tripps) in einer ersten Sektion des Buches. Einen vergleichenden Einblick in das lokale Geschehen des Bildersturms gewähren die Reformationsporträts der Städte Wittenberg, Zürich, Strassburg, Nürnberg und Bern. Nicht überall war blinder Vandalismus am Werk und wurden Bilder von einem ungeordneten Pöbel aus Zerstörungswut zerschlagen, wie Luther schon 1522 glauben machen wollte. Luther selber vertrat eine gemässigte Bilderauffassung und kritisierte die unter dem Eindruck von Karlstadts Predigertätigkeit genährten bilderstürmerischen Aktionen in Wittenberg. In Nürnberg beispielsweise, das im direkten Einflussgebiet Luthers stand, wurde der berühmte «Englische Gruss», die Darstellung der Verkündigung an Maria in einem

riesigen hölzernen Rosenkranz aus der Hand von Veit Stoss, zum Zeichen seiner ikonologischen Überkommenheit lediglich mit einem schwarzen Tuch verhüllt. In Zürich und Bern dagegen, im unmittelbaren Wirkungsbereich Zwinglis, wurden die Kirchen ihres üppigen Schmuckes beinahe vollständig entkleidet: Verfügte der Zürcher Rat jedoch die Abschaffung des Bilderkults unter Ausschluss der Öffentlichkeit, so entlud sich in Bern der Bildersturm in einer «Gewalteskalation» (Franz-Josef Sladeczek), in dessen Verlauf der Skulpturenschmuck des Münsters «in's kilchofs schuete» (Valerius Anshelm) am Standort der heutigen Münsterplattform befördert wurde.

Der gewichtigste Teil der Publikation bleibt einem schier unerschöpflichen Materialfundus zum Thema vorbehalten: der Präsentation ausgewählter und kommentierter Quellenberichte und des über 200 Nummern zählenden Katalogs. Der zeitliche Bogen, der dabei gespannt wird, führt über die Entwicklung der Bilderverehrung in der Antike bis hin zum Denkmalsturz nach dem Mauerfall unserer Tage. Während die Quellen holzschnittartig den rasanten Umschwung des Bilderglaubens zur Bildervernichtung innerhalb eines Jahrhunderts beleuchten und erzählen, so illustrieren die sorgfältig beschriebenen Objekte einzelne Themenbereiche der Ausstellung – wie beispielsweise «Kirchenmacht und Kultobjekte», «Schutzpatrone», «Handelnde Bilder im Kirchenjahr» – und verführen die Leserschaft zum zwanglosen Stöbern. Der üppig bebilderte Band enthält zudem ein Glossar und eine Bibliografie.

Josef Huber

Howald, Stefan: Aufbruch nach Europa. Karl Viktor von Bonstetten 1745–1832. Leben und Werk. Basel, Frankfurt a.M.: Stroemfeld, 1997. 304 S., ill.

Seit einiger Zeit ist das Interesse an Karl Viktor von Bonstetten wieder erwacht, dies nicht zuletzt dank der «Bonstettiana», der im Gange befindlichen historisch-kritischen Edition seiner Briefkorrespondenzen und Schriften, welche eine Beschäftigung mit dem Berner Patrizier überhaupt erst ermöglicht. Was man seit langem vermisste, war eine moderne Bonstetten-Biografie, obwohl das 1921 erschienene Werk von Marie-Louise Herking nicht gänzlich überholt ist. Dank des finanziellen Engagements der Mäzenin Claire Sturzenegger-Jeanfavre liegt nun eine Monografie aus der Feder des Journalisten Stefan Howald vor, die ein breites Publikum ansprechen und zur «Bonstettiana» hinführen will. Dem Autor ist das Kunststück gelungen, ein leicht verständliches Buch mit wissenschaftlichem Anspruch zu verfassen. Sämtliche fremdsprachigen Zitate sind in einer deutschen Übersetzung zugänglich. Eine Zeittafel und ein Personenregister erleichtern den Leserinnen und Lesern die Orientierung, ein schlanker Anmerkungsteil und eine Bibliografie enthalten weiterführende Informationen.

Howalds eng mit dem Werk verknüpfte Lebensbeschreibung ist chronologisch aufgebaut, wobei in jedem Kapitel ein bestimmtes Thema im Vordergrund steht, beispielsweise die Bestrebungen des Berners als Bildungspolitiker, seine Aufgeschlossenheit Neuem gegenüber oder die zentrale Stellung der «Imagination» in seinen philosophischen Veröffentlichungen. Um Bonstetten als Zeugen des politischen und wirtschaftlichen Umbruchs an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert einführen zu können, hat der Autor die Begegnung seiner «Epochenfigur» mit Bonaparte in Mailand 1797 als dramatischen Auftakt gewählt. Aufschlussreich ist die Darstellung der Jugendjahre. Karl Viktor war 1757 das erste Kind in Bern, das – auf Anraten Albrecht von Hallers – gegen die Pocken geimpft wurde. Das «Rousseau-Fieber» vermochte

der Welschseckelmeister Karl Emanuel von Bonstetten hingegen seinem beim Genfer Naturforscher Charles Bonnet in der Ausbildung stehenden Sohn nicht auszutreiben. Howald führt den Grundkonflikt zwischen Politik und Kultur im Leben des Kosmopoliten und die Abneigung gegen die Heimatstadt auf die Auseinandersetzung mit dem Vater zurück. Bonstettens Biografie bis zur Helvetik ist vom Bestreben gekennzeichnet, die ihm vorbestimmte Ämterlaufbahn mit der Verwirklichung seiner intellektuellen Neigungen in Einklang zu bringen. Der Wahl in den Berner Grossen Rat 1775 folgten 1779/80 die Statthalterschaft der Landvogtei Saanen, 1787–1793 die Verwaltung der Landvogtei Nyon und 1795–1797 die Syndikatur im Tessin. Literarische Früchte seiner Reisen und Beobachtungen sind die «Briefe über ein schweizerisches Hirtenland» (1781) und die «Briefe über die italienischen Ämter» (1800), welche Zeugnis von den weit gespannten Interessen Bonstettens ablegen.

Bei der Schilderung der privaten Seite seines Protagonisten begnügt sich der Autor im Unterschied zu früheren Biografen nicht mit Andeutungen, sondern spricht Klartext, ohne jedoch moralische Wertungen vorzunehmen. Die Ehe mit Marianne von Wattenwyl verlief nicht eben glücklich, weshalb Bonstetten seine sexuellen und geistigen Bedürfnisse anderswo befriedigte. 1798 liess er die Familie in Valeyres bei Orbe zurück und folgte der Schriftstellerin Friederike Brun nach Dänemark. In der intensiven Freundschaft mit dem Schaffhauser Historiker Johannes Müller macht Howald zwar homoerotische Züge aus, verneint aber eine homosexuelle Beziehung, obwohl Bonstetten als Jüngling durchaus mit diesem Phänomen konfrontiert wurde.

1803 liess sich der Schriftsteller und Populärphilosoph in Genf nieder. Er gehörte zusammen mit dem Ökonomen Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi zum inneren Kreis des internationalen Salons von Madame de Staël in Coppet. 1808 kam es zur Distanzierung von Friederike Brun. Seine Vaterstadt besuchte er bis zu seinem Tod nur noch fünfmal. 1817 trat er aus dem Berner Grossen Rat zurück, dem er seit der Restauration des Ancien Régime automatisch wieder angehört hatte. Auch im fortgeschrittenen Alter führte Bonstetten ein bewegtes Leben. Er reiste viel, empfing Besuche aus aller Welt, nahm lebhaften Anteil am griechischen Freiheitskampf und begeisterte sich für die neuen Dampfschiffe. Die Jungfernfahrt der «Guillaume Tell» auf dem Genfersee 1823 machte er als Passagier mit. Dass ein Jahr später auch auf dem Bodensee ein Dampfboot den Betrieb aufnahm, ist nicht zuletzt auf Bonstettens Verbindungen zum württembergischen Königshof in Stuttgart zurückzuführen. Die liberale Umwälzung in Bern 1831 begrüsst er. Diejenigen unter seinen ehemaligen Standesgenossen, die ihre Parlamentsmandate ausschlugen, bezeichnete er als «vilains hazards» (S. 246).

Stefan Howald beschliesst sein kritisches Lebensbild mit einem informativen Kapitel über Bonstettens Nachruhm und Aktualität. Während Marie-Louise Herking 1921 noch den «esprit helvétique» des Berner Patriziers in den Vordergrund rückte, ist Bonstetten heute als Europäer und Vermittler zwischen den (Sprach-)Kulturen gefragt. Aus diesem Grund ist dem Buch ein französischer Essay beigegeben. Verfasst hat ihn Armand Lombard, der als Kind seine Ferien jeweils in Valeyres neben Bonstettens Landhaus verbrachte und später die Gemeinde Chêne-Bougeries von Sismondis Haus aus leitete.

Andreas Fankhauser

Meier, Bruno: «Gott regier mein Leben». Die Effinger von Wildegg, Landadel und ländliche Gesellschaft zwischen Spätmittelalter und Aufklärung. Baden: hier+jetzt, 2000. 333 S., ill.

Müller, Felix: Aussterben oder verarmen? Die Effinger von Wildegg, eine Berner Patrizierfamilie während Aufklärung und Revolution. Baden: hier+jetzt, 2000. 424 S., ill.

Familiengeschichten zur patrizischen Führungsschicht der Schweiz und namentlich Berns im Zeitraum der frühen Neuzeit gibt es wenige. Zudem sind sie meist von genealogisch-chronikalisch interessierten Laien ad majorem gloriam familiae verfasst. Ulrich Im Hof stellte 1982 in der schweizerischen Geschichtsschreibung eine Forschungslücke zwischen dem späten 16. und dem frühen 18. Jahrhundert fest.

Die beiden Aargauer Historiker Bruno Meier und Felix Müller (beide mit Jahrgang 1962) leisten mit ihrer letztes Jahr erschienenen, beeindruckenden Doppelmonografie über die Effinger von Wildegg einen Beitrag zur Schliessung dieser Lücke. Dies im Sinne der von Otto Brunner initiierten Erforschung der Adelswelt der frühen Neuzeit (Stichwort: das Ganze Haus). Das Verständnis von Gesellschaft als ganzheitliches System, in welchem die historische Entwicklung aufgrund von Basisprozessen bestimmt wird, steht denn auch dem Unternehmen Pate.

Die Familie Effinger eignet sich als Forschungsgegenstand im Gebiet der Geschlechterforschung besonders gut. Bern verkaufte 1484 die eroberte habsburgische Herrschaft Wildegg an Kaspar von Effingen mit der Auflage an den Käufer, Bernburger zu werden – offensichtlich, um die Herrschaft der Stadt im Aargau zu sichern. Wildegg mit den beiden Herrschaftsdörfern Möriken und Holderbank blieb im Wesentlichen ungeteilt im Familienbesitz, bis die Herrschaftsrechte im Gefolge der Revolution von 1798 an den Staat fielen. Julie von Effinger (1837–1912) vermachte als Letzte des Geschlechts den Besitz Wildegg samt Familienbibliothek und Familienarchiv (das wegen der Kontinuität der Besitzverhältnisse relativ vollständig ist) der Eidgenossenschaft. Zusammen mit Quellenbeständen der Staatsarchive des Aargaus, Berns und der Waadt, der Bürgerbibliothek Bern sowie der Gemeindefarchive der Herrschaftsdörfer ergibt dies eine beeindruckende Quellendichte und damit eine hervorragende Ausgangslage für das Forschungsvorhaben. Die beiden Autoren haben die Chance gepackt. Die Qualität des Archivbestandes (eingeschlossen die Bibliothek und der über Jahrhunderte zusammengekommene Sachgüterbestand) kann für den Bereich des bernischen Aargaus nur mit dem zeitlich wie inhaltlich noch umfassenderen Hallwyl-Archiv verglichen werden oder mit dem bis heute nicht aufgearbeiteten Nachlass der bernburgerlichen Familie May von Rued und Schöftland.

Seit 1912 betreut das Schweizerische Landesmuseum das Effingererbe. Der damalige Direktor Hans Lehmann bearbeitete die Geschichte der Burg Wildegg und ihrer Bewohner ein erstes Mal und publizierte sie zwischen 1918 und 1922. Die Direktion des Landesmuseums gab um 1990 den Auftrag zur wissenschaftlichen Neubearbeitung der Effinger-Geschichte unter modernen Fragestellungen. Das anspruchsvolle Vorhaben wurde durch Beiträge des aargauischen Regierungsrats, der Bürgergemeinde Bern, der Gemeinde Möriken-Wildegg und des Schweizerischen Landesmuseums ermöglicht. Das Resultat verdient vorbehaltlose Anerkennung.

Bruno Meier befasst sich mit der Zeit von 1500 bis rund 1700, mit Schwerpunkt – entsprechend der Quellenlage – im 17. Jahrhundert. Seine Kollektivbiografie der Effinger, die gleichzeitig Gesellschaftsgeschichte ist, bezogen auf den Mikro-

kosmos der Wildegg und ihrer zugehörigen Dörfer, zeichnet ein faszinierendes Bild der Lebensführung der Effinger, ihrer Wertvorstellungen und ihres Rollenverständnisses zwischen Landleben und politischer Betätigung als Teil der bernischen Machtelite. Den wirtschaftlichen Voraussetzungen dieser Lebensführung widmet Meier ein zentrales Kapitel, das präzise über Umfang und Struktur des Herrschaftsbesitzes, die Verwaltung der Güter, die Zusammensetzung des Familieneinkommens und die Grösse sowie die Organisation des Haushaltes berichtet. In zwei weiteren Kapiteln werden Organisation, rechtliche Strukturen und Wirtschaft des Herrschaftsgebietes sowie die ländliche Sozialordnung und Lebensformen thematisiert.

Am Anfang steht – und damit wird der Einzelfall Wildegg in den grösseren geschichtlichen Zusammenhang eingebettet – eine ebenso kurze wie präzise Darstellung der Herrschaftsstrukturen des bernischen Staates in der frühen Neuzeit. So wie der bernische Staat sich vom Gliederstaat mit regionalen und familienherrschaftlichen Sonderrechten zum territorialen Flächenstaat entwickelte, so standen die Effinger im Spannungsfeld zwischen herrschaftlicher Selbstbehauptung und Integration in die bernische Herrschaftselite.

Felix Müllers Arbeit zur späteren Epoche der Effinger-Geschichte entstand als Dissertation bei Professor Martin Körner in Bern. Er geht dabei von einer zentralen Fragestellung aus, die in der Begründung enthalten ist, warum die Familie 1812 eine Familienstiftung einrichtete, nämlich «um die Fortdauer und ehrenhafte Existenz» des Geschlechts zu sichern. Das war die Problematik, mit welcher der ganze europäische Adel seit Beginn der grossen Transformation konfrontiert war. Es galt einerseits, der Familie die wirtschaftlichen Ressourcen zu erhalten oder sie gar zu mehren, die allein ein standesgemässes Leben (ehrenhafte Existenz) erlaubten, andererseits musste das Geschlecht vor dem Aussterben bewahrt werden. Hier zeigte sich ein fast unlösbarer Zielkonflikt. Die Gefahr des Aussterbens – verschärft durch hohe Kindersterblichkeit – liess sich mit vielen Kindern reduzieren. Viele Kinder bedeuteten aber auch viele Erben, Besitzersplitterung und schliesslich Verarmung. Die Handlungsstrategien waren also «Aussterben oder verarmen», wie es Müller im Untertitel des Werks trefflich formuliert.

Die Arbeit Müllers beleuchtet zwei verschiedene Zeiträume. Für das generative Verhalten untersucht er den gesamten Zeitraum von 1600 bis zum Aussterben. Dabei bestätigt sich die Arbeitshypothese, wonach in Zeiten wirtschaftlicher Prosperität die Familie mehr Mitglieder zählte. Es gab weniger Ledige und es wurde früher geheiratet als bei angespannter Wirtschaftslage. Es lässt sich auch zeigen, dass sich die Partnerwahl meist den wirtschaftlichen Familieninteressen unterzuordnen hatte. Für die Frage der Standeswahrung und die wirtschaftlichen Grundlagen beschränkt sich Müller auf die Zeit zwischen 1725 und 1815 (zwei Zeitpunkte von Besitzeswechseln in Wildegg) und deutet die hervorragend dokumentierte Wirtschaft dreier Schlossherren.

Die Effinger waren eine «Aufsteigerfamilie», welcher der Eintritt in den Kreis der bernischen Machtelite relativ spät gelang. Das wichtigste Merkmal und die Voraussetzung, um am «Unternehmen Staat» aktiv beteiligt zu sein, war der Zugang zum Rat der Zweihundert. 1680 trat der erste Effinger in den Grossen Rat ein und 1786 in den Kleinen Rat. Dieser Sprung in den Kreis der regierenden Familien war das Resultat einer kontinuierlichen und systematischen Familienpolitik, welche die Effinger in Beziehung zu führenden Familien Berns, etwa den Erlach, Bonstetten, Dachselhofer, Morlot, Diesbach und anderen gebracht hatte.

Der «Standeswahrung» galt also eine Hauptsorge der Familie. Müller legt sehr anschaulich dar, was unter «standesgemäßem Verhalten» zu verstehen war. Er unter-

sucht die Betätigungen, aber auch die Erziehung und Sozialisation der Familienmitglieder, etwa die Stationen der Erziehung, auswärtigen Unterricht, Sprachaufenthalte, Kavaliertour und Universitätsbesuch, Ziele der Ausbildung. Sehr interessant ist auch das Kapitel über den Umgang mit gesellschaftlichem Wandel, das über Familienstrukturen und Wege der Information Auskunft gibt. Die Effinger waren eine Familie mit stark konservativer Grundhaltung. Staatsdienst und landwirtschaftliche Betätigung, in manchen Fällen auch Solddienst galten als standesgemäss, ein Engagement in Handel und Gewerbe jedoch nicht. So stellt sich am Schluss die Frage, ob ein anderer Umgang mit den Neuerungen der Aufklärung und der revolutionären Transformation ein Aussterben der Familie verhindert hätte.

Zusammenfassend kann man die beiden Arbeiten von Bruno Meier und Felix Müller als wegweisend für zukünftig zu schreibende Familiengeschichten aus dem Bereich des 16. bis 19. Jahrhunderts bezeichnen. Dafür sprechen auch die beeindruckenden Literaturverzeichnisse.

Der Verlag hat die beiden Bände sehr gediegen ausgestattet: von den einladenden Umschlagsillustrationen über den schönen Einband bis zum angenehm zu lesenden Satzspiegel und einer Fülle sorgfältig ausgewählter und aussagekräftiger Illustrationen. Einzig die Grafiken wünscht man sich zuweilen etwas klarer, vor allem dort, wo mit verschiedenen Graustufen gearbeitet wird.

Christoph Zürcher

Fischer, Hermann von, et al.: Johannes Äbersold (1737–1812). Ein Berner Ebenist zwischen Mathäus Funk und Christoph Hopfengärtner. Ausstellungskatalog. Jegenstorf: Stiftung Schloss Jegenstorf, 2000. 30 S., ill.

Zu den besonderen Vorkommnissen in der Kunstgeschichte des Möbels gehört zweifellos die gesicherte Verbindung eines seit längerem bekannten Schreineramens mit einer ebenso bekannten Werkgruppe. Bei dem hier vorgestellten Fall spielte das kunsthistorisch bedeutsame Schloss Oberdiessbach mit seinen kaum berührten Sammlungen und reichhaltigen Archivbeständen die Hauptrolle. Die Entdeckung Äbersolds als Möbellieferant in Oberdiessbach ist ein Nebenprodukt der kürzlich erschienenen Monografie Hermann von Fischers zur bernischen Kunsthandwerkerdynastie der Funk. Die zwischen 1776 und 1786 dorthin gelieferte und bis heute erhaltene Werkgruppe ist gross genug, um eine klar definierte Handschrift festzustellen. Damit erhält ein grosser, seit längerer Zeit als zusammengehörig erkannter Objektbestand in zahlreichen Sammlungen einen Namen. Die unverwechselbaren Merkmale dieser Arbeiten – Konstruktionsweise, Materialwahl, Gesamtarchitektur, Oberflächengliederung, Gestaltungsmotive, Beschläge und Kaschierpapiere – lassen sich am einfachsten anhand der erhaltenen Kommoden und Sekretäre aufzeigen. Diese standen denn auch im Mittelpunkt einer Ausstellung, die ein kleines Team unter der Leitung von Fischers letztes Jahr im Schloss Jegenstorf organisierte. Gezeigt wurden teilweise unrestaurierte Möbel mit prachtvoller Alterspatina aus Privat- und Museumsbesitz. Ihnen stand eine kleine Auswahl von Arbeiten aus den Ateliers von Mathäus Funk und Christoph Hopfengärtner zum Vergleich gegenüber.

Die Begleitpublikation präsentiert nach einem kurzen Lebensabriss die Oberdiessbacher Entdeckung. Im anschliessenden Katalogteil sind die ausgestellten Objekte abgebildet und kurz beschrieben. Der Anhang enthält eine Übersicht über häufig verwendete Beschläge und zeigt auch das typische «Würmli»-Papier. Die

Freude über die Begegnung vieler gesicherter Möbel des Ateliers in einer instruktiven und sorgfältig gestalteten Ausstellung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass damit ein zwar wichtiger, hinsichtlich Typologie und Anspruchsniveau jedoch nur sehr eingeschränkter Ausschnitt des Äbersoldischen Œuvres gezeigt wurde. Weitere Objekttypen und der Einbezug auch einfacherer Arbeiten hätten eine umfassendere Vorstellung seines Umgangs mit unterschiedlichsten Aufgaben ermöglicht. Hermann von Fischers Versuch, die fast ausschliesslich frühklassizistische Werkgruppe um ein «Frühwerk» zu erweitern, hält einer näheren Prüfung nicht stand. Die in Frage stehende Kommode stammt zwar aus einem ebenfalls produktiven Berner Atelier, weist aber über zeit- und lokaltypische Merkmale hinaus keine der werkstattspezifischen Leitmotive auf. Besonders unverständlich ist in diesem Zusammenhang die Aufnahme der eindeutig später ergänzten Griffbeschläge in den Anhang. Unbestrittenerweise aber hat Äbersold zahlreiche Arbeiten geschaffen, die stilistisch dem Übergang von Rokoko und Frühklassizismus angehören. Dazu zählen auch mehrere Kommoden – eine davon im Schloss La Sarraz –, die diese Stilstufe auf eine sehr eigenständige und sofort erkennbare Weise vertreten.

Zu Recht stellt von Fischer die Notwendigkeit weiterer biografischer Forschungen zur Ausbildung und zum Spätwerk fest. Um die tatsächliche kunsthistorische Bedeutung dieses hoch begabten Ebenisten wirklich begreifbar zu machen, braucht es aber mehr. Zu einer systematischen biografischen Darstellung gehört unter anderem auch die Darlegung und Erklärung der wirtschaftlichen Bedeutung des Ateliers vor dem Hintergrund der sich damals dramatisch wandelnden Berner Produktionsverhältnisse. Ansätze dazu gibt es in der zeitgenössischen Forschung bereits.

Thomas Loertscher

Ryter, Anita: 1796. Eine Frau wird enthauptet. Spurensicherung im Fall Margaritha Hürner. Muri bei Bern: Cosmos Verlag, 2000. 87 S., ill.

Jufer, Max: Das aussergewöhnliche Langenthaler Jahrzehnt 1841–1851 der grossen Emma Seiler-Diruf (1821–1886). Langenthal: Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher und heimatkundlicher Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal, 2000 (Langenthaler Heimatblätter, Sonderband). 55 S., ill.

Im letzten Jahr erschienen zwei Bücher, die sich mit Frauenleben beschäftigen. Anita Ryter ging dem Leben der Thuner Kindsmörderin Margaritha Hürner nach, Max Jufer vertiefte sich in die Langenthaler Zeit der amerikanischen Musikpädagogin Emma Seiler-Diruf. Die Lebensläufe der beiden Frauen waren mit dem Bernbiet verbunden, hätten aber nicht unterschiedlicher sein können.

Margaritha am Stutz wurde 1764 in Bern getauft und verbrachte ihre Kindheit in einem Dorf in der Nähe von Thun. Als junge Frau arbeitete sie als Magd in Thun, wo sie ihren Mann, Rudolf Hürner, kennenlernte und gegen Ende der 1780er Jahre heiratete. Das einzige Kind, ein Sohn, starb noch als Säugling, die Ehe war durch ständige finanzielle Probleme belastet. Schon 1791 lebten die Ehepartner getrennt, Rudolf Hürner starb ein Jahr später, und Margaritha Hürner verdiente sich ihren Lebensunterhalt wieder als Magd. 1795 wurde sie schwanger, was sie jedoch verheimlichte. Erst kurz vor der Geburt schickte sie ihre Vermieterin zur Hebamme. Als diese etwa eine Stunde später eintraf, war das Kind schon geboren, lag aber mit Verletzungen leblos unter einer Decke. Die unglückliche Mutter geriet nun in die Mühlen der Justiz.

Schon wenige Stunden nach der Geburt stand sie vor dem Chorgericht. Obwohl sie anfänglich abtritt, dem Kind Gewalt angetan zu haben, waren die Indizien offenbar erdrückend. Im zweiten Verhör am folgenden Tag gestand sie, das Kind getötet zu haben. Margaritha Hürner wurde daraufhin in den Zuchtturm gesperrt, etwas mehr als einen Monat später vom «Extra Raht und Burger der Stadt Thun» zum Tod durch Enthauptung verurteilt und nach knapp zwei weiteren Wochen in Thun hingerichtet.

Emma Diruf kam 1821 in Würzburg als Tochter eines Medizinalrates und königlichen Leibarztes zur Welt und verbrachte dort eine unbeschwerte Kinder- und Jugendzeit. 1842 heiratete sie den Lotzwiler Arzt Jakob Seiler. Gemeinsam mit ihm baute sie einen grossen Gutshof und eine ärztliche Praxis in Langenthal auf. Die verwöhnte Oberschichtstochter wurde ins kalte Wasser geworfen. Der grösste Teil der Führung des Gutsbetriebs lag in ihren Händen. Als Stadtkind musste sie sich das nötige Wissen dazu erst erarbeiten. Zudem unterstützte sie ihren Mann in der ärztlichen Praxis, indem sie die Apotheke übernahm. 1844 gebar sie eine Tochter, 1849 einen Sohn. In der Krisenzeit Ende der 1840er Jahre engagierte sich Emma Seiler-Diruf trotz ihrer Arbeitsbelastung in der Armenfürsorge. Auf ihrem Hof baute sie eine Art Kinderarbeitschule auf. Sie gab armen, verwahrlosten Kindern zu essen, lehrte sie verschiedene Handarbeiten und sorgte für deren Verkauf. Während des Sonderbundkrieges beherbergte Emma Seiler-Diruf einige Male Soldaten und Offiziere, während einer Nacht sogar General Dufour. Die Ehe mit Jakob Seiler verlief unglücklich, da dieser die familiären Finanzen nicht im Griff hatte. Der Besitz musste verkauft werden, Jakob Seiler setzte sich nach Übersee ab, seine Frau und die Kinder sahen ihn nie mehr. Die Ehe wurde 1851 getrennt und 1857 geschieden. Nach der Tilgung der Schulden verliess auch Emma Seiler-Diruf Langenthal. In Deutschland und später in den USA machte sie eine Karriere als Musikpädagogin. 1891 – fünf Jahre nach ihrem Tod – nahm die Amerikanische Philosophische Gesellschaft in Philadelphia ein Porträt Emma Seiler-Dirufs in ihre Ruhmeshalle auf.

Beim Vergleich der beiden Frauenleben lässt sich eine inhaltliche Gemeinsamkeit ausmachen: Beide Frauen waren mit Männern verheiratet, die nicht mit Geld umgehen konnten, und beide Ehen scheiterten. Ansonsten stehen Welten zwischen den beiden Frauen.

Dass wir über Margaritha Hürner überhaupt etwas erfahren, ist eigentlich Zufall und nur dem Engagement der jungen Autorin Anita Ryter zu verdanken, der es gelungen ist, eine originelle und – trotz der bedrückenden Themen Kindsmord und Hinrichtung – lebendige Darstellung ihres Lebens zu schreiben. Als Seminaristin belegte Anita Ryter das Pflichtwahlfach Geschichte und erhielt Gelegenheit, in einem Archiv zu stöbern. Zufällig stiess sie auf die Notiz «Kindsmörderin Hürner enthauptet», die sie nicht mehr los liess. Akribisch suchte sie im Burgerarchiv Thun und im Kirchengemeindearchiv Sigriswil alle Hinweise zu Margaritha Hürner und zu ihrem Umfeld zusammen, die schliesslich so zahlreich waren, dass sie die Biografie und vor allem die Zeitspanne um Tat und Hinrichtung erstaunlich genau rekonstruieren konnte. Für ihre Arbeit wurde Anita Ryter von «Schweizer Jugend forscht» mit dem Prädikat «hervorragend» ausgezeichnet.

Ihr Werk liegt in Form eines ausgesprochen schön aufgemachten und mit reichlich Abbildungen versehenen Buches vor. In der Einleitung und zum Schluss erläutert die Autorin ihre Motivation und Arbeitsweise. Im ganzen Buch scheint ihre Freude an der Arbeit mit den Quellen durch und springt auf die Lesenden über. Häufig zitiert sie aus den Originalquellen, wechselt manchmal sogar mitten im Satz in ein Quellenzitat, was gelegentlich den Lesefluss etwas beeinträchtigt. Es ist auch nicht immer klar, was den

Quellen sowie der verwendeten Sekundärliteratur entnommen ist und was eher der Fantasie der Autorin entspringt, so zum Beispiel, wenn sie auf den Gemütszustand ihrer Hauptfigur eingeht. Trotzdem ist die Lektüre des Buches sehr empfehlenswert. Einerseits ist das Leben und Sterben der Margaritha Hürner ausgesprochen spannend dargestellt. Andererseits gelingt es aber Anita Ryter auch, den Einzelfall in den Zusammenhang zu stellen, indem sie immer wieder allgemein gehaltene Kapitel zu Themen wie Vaterschaftsgesetzgebung, Kindsmord oder Todesstrafe einflieht.

Verglichen mit der Biografie der Thuner Kindsmörderin hält sich die Beschreibung des Langenthaler Jahrzehnts der am Ende ihres Lebens bekannten Emma Seiler-Diruf an eine konventionellere Art der Lebensdarstellung. Der Autor Dr. Max Jufer spart nicht mit bewundernden, Emma Seiler-Diruf explizit aus dem Mittelmass heraushebenden Ausdrücken, und auch er spekuliert über die Gemütszustände seiner Heldin. Er bleibt jedoch meist nah an der Lebensbeschreibung. Damit erfahren wir nicht nur Interessantes aus dem Leben der Emma Seiler-Diruf, sondern auch ganz allgemein einiges über den Tages- und Jahresablauf und die Pflichten und Lasten im Leben der Frau eines Gutsbesitzers zur damaligen Zeit. Manchmal wäre jedoch ein kleiner Exkurs zum besseren Verständnis wünschbar, so zum Beispiel im Kapitel «Emma Seiler als Apothekerin». Sie absolvierte eine staatliche Prüfung und konnte daraufhin in diesem Beruf tätig sein. Was bedeutete damals Apothekerin? Wie lässt sich dies im damaligen Berufsspektrum einordnen? Wieso war sie als Frau zu dieser Prüfung zugelassen? Das kleine Werk Max Jufers regt jedenfalls an, sich intensiver mit dem Leben einer aussergewöhnlichen Frau zu befassen.

Anna Bähler

Ehrensperger, Ingrid: Die Magd und ihr Fräulein. Lina Beck – Dora Neuhaus. Die Geschichte einer Annäherung. Biel: Museum Neuhaus, 2000 (Collection m'n, Schriftenreihe des Musée/Museum Neuhaus Biel-Bienne). 80 S., ill.

Im Jahre 1932 suchte Dora Neuhaus, Tochter des Notars Neuhaus und Spross der einflussreichen Industriellen- und Politikerfamilie Neuhaus-Verdan in Biel, eine Haushaltshilfe. Ihre ledige Tante Fanny Neuhaus, die bis anhin Bruder und Nichte den gutbürgerlichen Haushalt geführt hatte, war soeben verstorben. Die 40-jährige Dora Neuhaus trauerte um ihre wichtigste weibliche Bezugsperson und musste nun die aufwändige Haushaltsführung übernehmen. Zur Unterstützung und Aufheiterung wünschte sie sich als Magd ein fröhliches, unverdorbenes Mädchen vom Land.

Zur selben Zeit suchte Lina Beck aus Täuffelen, gerade zurückgekehrt aus dem Welschlandjahr, eine Lehrstelle. Auf Rat ihres ehemaligen Lehrers bewarb sie sich bei Fräulein Neuhaus. Sie erhielt die Stelle, die nicht gerade den Wünschen des 17-jährigen Mädchens mit Sekundarschulabschluss entsprach. Doch die Zeiten waren schwierig, die Lehrstellen rar. Überzeugt, dass es sich nur um eine Übergangslösung handle und dass sie kaum lange bleiben werde, trat Lina Beck die Stelle bei Dora Neuhaus an. Die Übergangslösung entwickelte sich zur Lebensstelle: Lina Beck blieb ihrer Arbeitgeberin trotz anfänglicher Schwierigkeiten bis zu deren Tod in den siebziger Jahren treu. Die Beziehung entwickelte sich von einem Arbeitsverhältnis über eine Mutter-Tochter-Beziehung zu einer Freundschaft zwischen den beiden ungleichen Frauen, wobei die Standesunterschiede nie verwischt oder gar negiert wurden.

In einem schmalen, in der Gestaltung jedoch ansprechenden Band der Schriftenreihe des Museums Neuhaus erzählt Lina Beck ihre eigene Lebensgeschichte und die

ihrer Arbeitgeberin und Freundin Dora Neuhaus. Ingrid Ehrensberger kommentiert und ergänzt die aus dem Seeländer Dialekt ins Hochdeutsche übersetzten Beiträge der Lina Beck. Diese Erzählungen sind im Originalton auf der beiliegenden CD zu hören, was die Broschüre zu einem attraktiven «Oral History»-Dokument macht.

Die Leserinnen und Leser erfahren einiges über die Arbeit, das soziale Leben und das Ansehen eines Dienstmädchens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und über die Lebensführung einer «Privatière», das heisst einer Frau, die aus den Einkünften ihrer Liegenschaften und ihrem Vermögen lebte. Spannend ist die Entwicklung der Beziehung der beiden Frauen, die aus so unterschiedlichen Gesellschaftskreisen stammen und doch zu einer freundschaftlichen Beziehung finden. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass Lina Beck nicht auf ein typisches Dienstmädchenleben zurückblickt. Nur wenige Dienstmädchen übten diesen Beruf ein Leben lang aus, und höchst selten wechselten sie nie die Stelle. Auch Dora Neuhaus entsprach im Laufe ihres Lebens je länger je weniger einer typischen Dienstbotinnen-Arbeitgeberin. So holte sie nach dem Tod ihres Vaters ihre Magd, die bis anhin wie allgemein üblich in einer ungeheizten Dachkammer geschlafen und in der Küche gegessen hatte, in ihre Wohnung und an ihren Esstisch. Gegen Ende ihres Lebens bezeichnete sie Lina Beck sogar einmal als «ma compagne».

Auch erfahren die Lesenden zwar viel über die Führung eines konservativen, gutbürgerlichen Haushaltes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, was jedoch einen solchen Haushalt ausmacht und kennzeichnet, darüber schweigt sich das Buch aus. Im Vordergrund steht das narrative, anekdotische Element, das kaum in einen breiteren gesellschaftstheoretischen Rahmen eingebettet wird. Deshalb, und weil es sich bei den beiden Frauen um eine Ausnahmebeziehung handelt, kann der Anspruch der Broschüre, generelle gesellschaftliche Entwicklungen aufzuzeigen, nicht eingelöst werden. Trotzdem hat die Autorin und ehemalige Direktorin des Museums Neuhaus mit diesem Werk zwei spannende Lebensgeschichten dokumentiert.

Anna Bähler

Dubler, Anne-Marie: Das Recht im Oberaargau. Landvogteien Wangen, Aarwangen und Landshut, Landvogtei Bipp. Basel: Schwabe, 2001 (Die Rechtsquellen des Kantons Bern. 2. Teil: Rechte der Landschaft, Bd. 10) (Sammlung schweizerischer Rechtsquellen, Abt. 2, Teil 2, Bd. 10). CXIII, 1078 S., ill.

Die Publikation «Das Recht im Oberaargau» ist der 32. Band über den Kanton Bern, der in der Reihe «Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen» erschienen ist. Nach den Bänden über die Landschaft Emmental (erschieden 1991) und das Schultheissenamt Burgdorf (1995) ist es der dritte aus der Feder von Anne-Marie Dubler.

Mit den ehemaligen Landvogteien Wangen, Aarwangen, Landshut und Bipp umfasst die Edition die heutigen Amtsbezirke Wangen und Aarwangen sowie Teile von Fraubrunnen und Burgdorf. Nicht enthalten sind die Rechtsquellen der ehemaligen Oberaargauer Herrschaften der Stadt Burgdorf. Diese sind bereits im Burgdorfer Band erfasst. Den Hauptbestand der editierten Quellen bilden mit 379 Nummern diejenigen aus den Landvogteien Wangen und Aarwangen, die mit der Einleitung zusammen den ersten, gewichtigeren Halbband ausmachen. Im zweiten Halbband folgen die 92 Rechtsquellen der Landvogteien Bipp und Landshut (95 Stücke). Ihnen werden am Schluss die 37 oft landvogteiübergreifenden Quellen zu Handwerk, Gewerbe und Verkehr beigelegt. Dazu zählen Gewerbe- und Handwerksordnungen, Tarife, Regle-

mente, Instruktionen und Beamteneide zu Zoll und Geleiten, dem Kaufhaus Langenthal und obrigkeitlichen Lagerhäusern.

Wie gewohnt sind diese Quellen durch ein Orts-, Personen- und Sachregister hervorragend erschlossen, wobei das Sachregister zugleich als Glossar dient. Mit dem «Recht im Oberaargau» liegt eine enorme Fülle historischen Schriftguts gedruckt vor. Dieses Material war bisher weitgehend nur in handschriftlicher Form, zerstreut im Staatsarchiv Bern, im Staatsarchiv Luzern (Archiv des ehemaligen Klosters St. Urban) sowie in den Archiven der Einwohner- und Bürgergemeinden zu finden. Das Werk von Anne-Marie Dubler dürfte deshalb der Orts- wie der Regionalgeschichtsforschung im Oberaargau neue Impulse verleihen.

Wie das Material ausgewertet und umgesetzt werden kann, macht die Autorin mit der gut 100-seitigen Einleitung im ersten Band gleich selbst vor. In knapper und trotzdem leicht verständlicher Form gibt sie einen Überblick über die Region zur Zeit der Grafen von Kiburg, deren Erbe die Stadt Bern im frühen 15. Jahrhundert angetreten hat. Sie zeigt auf, wie Bern seine Verwaltung aufgebaut und bis zum Ende des Ancien Régimes vereinheitlicht und intensiviert hat, und weist dabei auf die regionalen Besonderheiten hin. In einem Anhang zur Einleitung präzisiert und definiert sie Begriffe, einerseits geografische wie das Landgericht Murgeten, den Oberaargau, die Landgrafschaft Burgund oder die Grafschaft Wangen, andererseits verwaltungstechnische wie Vogt, Landvogt und Amtmann. Tabellen geben Auskunft über Landvogteien und Niedergerichte gemäss dem Regionenbuch von 1783/84, Landschreiber und Hochgerichtsstätten.

Jürg Rettenmund

Schneider, Ernst: Goldiwil. Geschichte eines Dorfes. Thun: Krebsler, 2000. 143 S., ill.

Der 1915 geborene Goldwiler Lehrer – er wirkte von 1950 bis 1980 – legt keine Geschichte der Gemeinde Goldiwil, sondern ausdrücklich eine Geschichte des Dorfes Goldiwil vor. Die Gemeinde, einst dem Schultheissenamt Thun als ein Teil des Freigerichts Steffisburg zugehörig, bestand aus zwei Teilen: dem thunwärts gelegenen Teil Hofstetten/Lauenen und dem von Einzelhöfen und Weilern geprägten «Oberen Goldiwil». Cholerenschlucht und Grüsisbergwald bilden eine markante Barriere, die auch durch die 1870 erstellte Fahrstrasse nicht beseitigt wurde. Diese Gegebenheiten bestimmten die Geschichte von Goldiwil, und das macht die Lektüre des bescheiden, aber gediegen daherkommenden Bändchens spannend.

Im Zentrum steht der Zusammenschluss mit Thun im Jahr 1913. Die Initiative ging von Thun aus, das – eingeschnürt zwischen den Gemeinden Goldiwil, Strättligen, Uetendorf, Heimberg, Steffisburg sowie der nicht überbaubaren, der Eidgenossenschaft gehörigen Allmend – keinerlei Landreserven besass. Die Stadt zählte rund 7500 Einwohner (Goldiwil rund 1000) und stand vor einem grossen Wachstumsschub. Die Fusion erfolgte gegen den geschlossenen Widerstand der Obergoldwiler und wurde letztlich von der trostlosen finanziellen Lage der Gemeinde diktiert (die sich auch in der Auflösung der verarmten Bürgergemeinde 1948 manifestierte).

Interessant ist nun, dass sich ein Goldwiler Identitätsgefühl bis heute erhalten oder sich sogar erst in jüngerer Zeit gebildet hat. Festgemacht wurde und wird es an der Existenz der Schulgemeinde Obergoldiwil, die in einer bemerkenswerten Art von Lokal- oder «Quartierautonomie» bis heute auch «schulfremde» Gemeindeaufgaben diskutiert (Bau eines Altersheimes, Widerstand gegen eine verdichtete Überbauung,

Initiative für eine Bushaltestelle und Ähnliches) und damit die Funktion eines Quartierleists erfüllt. 1997 bestimmt sie ein offizielles Dorfwapen, und von 1994 bis 1998 kämpft sie für eine voll ausgebaute Schule mit Sekundarstufe, was sowohl vom Thuner Stadtrat wie von der Erziehungsdirektion abgelehnt wird.

Seit 1950 besitzt Goldiwil eine eigene Kirche (ein Schulbeispiel des damals grassierenden Heimatstils), die erst das «Dörfli» zu einem echten Zentrum machte. Die ehemalige Gemeinde bildete mit der politischen Gemeinde Schwendibach eine Kirchgemeinde im Rahmen der «Kirchhore» und heutigen Gesamtkirchgemeinde Thun. Ob die Tätigkeit von bis zu acht Freikirchen auf dem Gemeindegebiet etwas mit der schwerfälligen Organisation und der oft als ungenügend empfundenen Betreuung durch die Thuner Stadtpfarrer zu tun hat?

Informativ ist auch das Kapitel «Fremdenverkehr und Sport». Bekannt ist die Entwicklung des Tourismus in der unteren Gemeinde, wo in Hofstetten die Schifffahrtspioniere Knechtenhofer wirkten. Weniger bekannt ist, dass auch Obergoldiwil eine kurze touristische Blüte erlebte, und zwar als Wintersportort. Promotor war der Lehrer Matthäus Blatter, der 1896 eine Pension eröffnete und 1905 das Hotel Blümlisalp baute. Die Blüte war kurz; sie ging 1914 durch den Ersten Weltkrieg und nicht etwa durch einen Klimawandel zu Ende. Der Autor dokumentiert sie mit köstlichen zeitgenössischen Postkarten.

Das Bildmaterial und auch die Auswertung von mündlichen Informationen von Zeitzeugen sind eine Stärke der Schrift und entschädigen für gelegentliche Längen in der chronologischen Auflistung von Ereignissen. Wünschenswert wären etwas mehr biografische Informationen über Zeitzeugen und wichtige Entscheidungsträger. Aber das würde wohl den Rahmen sprengen und soll nicht als Kritik an dieser Ortsgeschichte mit dem etwas besonderen Gegenstand – einer nicht mehr existierenden, aber im Bewusstsein ihrer Bewohner durchaus realen Gemeinde – verstanden sein.

Christoph Zürcher

Tschannen, Rudolf: Gerzensee. Chronik bis Ende 1999. Gerzensee: Gemeindeverwaltung Gerzensee, 2000. 155 S., ill.

Es dürfte eher selten vorkommen, dass eine Ortsgeschichte in einem Beschäftigungsprogramm für Arbeitslose entsteht. Das war hier der Fall, und das Resultat lässt sich sehen und lesen. Als Chronist/Verfasser zeichnet Rudolf Tschannen, für die Administration und Recherchen Barbara Gloor. Das Ergebnis lässt auf eine hervorragende Zusammenarbeit schliessen.

Rudolf Tschannen (1917–2001) gehört zur aussterbenden Generation von Lehrern, die das Gemeindeleben aktiv mitgestalten und sich so einen Erfahrungsschatz und ein Beziehungsnetz schaffen, die für die Erarbeitung einer Ortsmonografie geradezu ideale Voraussetzungen bilden. Tschannen war unter anderem Feuerwehrkommandant, Sektionschef, Sekretär der Schulkommission und Wassersucher. Seine Partnerin Barbara Gloor leistete ausgezeichnete Recherchierarbeit, was im ganzen Band spürbar ist. So werden im Kapitel über das Gewerbe nicht einfach die Gewerbebetriebe aufgelistet, sondern mit Sorgfalt von jedem Betrieb das Gründungsjahr, der Gründer, die gegenwärtige Zahl der Arbeitskräfte und der heutige Inhaber oder die Inhaberin angegeben, Informationen also, welche nie in einer amtlichen Statistik abrufbar sind, die aber erst den gesellschaftlichen Wandel in diesem Bereich lebendig und anschaulich werden lassen.

Die Arbeit musste in einer begrenzten Zeit von einigen Monaten entstehen, was wieder ein Glücksfall war. Gerzensees Vergangenheit wird bereits in zwei Publikationen beschrieben (Franz Vollenweider: Gerzensee, 1972, Berner Heimatbücher, 111; Jürg Stuker: 750 Jahre Gerzensee, 1978). Deshalb wurde richtigerweise darauf verzichtet, schon Geschriebenes noch einmal festzuhalten. Die Chronik setzt ein mit einem Überblick seit 1798 und wendet sich dann dezidiert dem 20. Jahrhundert zu mit Schwergewicht auf den letzten 50 Jahren. «Es gab in der Geschichte der Menschen vermutlich wenige Epochen, in denen sich in nur 50 Jahren so viel verändert hat. Mir liegt daran, diesen Wechsel zu dokumentieren, indem vieles aus der Zeit davor noch einmal ans Tageslicht gerückt wird», schreibt Rudolf Tschannen (S. 40) und beschreibt damit exakt das, was die Geschichtswissenschaft heute das «1950er-Syndrom» nennt. Und wie es dem Autorenteam gelingt, diesen rasanten Wandel anschaulich zu machen, ist bewundernswert. Mit einer kaleidoskopartigen Fülle von Themen, mit einer gelungenen Auswahl von aussagekräftigen Bildern, mit Tabellen und Grafiken aus verschiedensten Bereichen und vor allem mit vielen Erinnerungen von Zeitzeugen wird die Entwicklung aufs Trefflichste dokumentiert. Dazu kommt, dass der Band flüssig und in einer prägnanten Sprache geschrieben ist, so dass die Lektüre von A bis Z ein Vergnügen ist. Einige Höhepunkte: die Anfänge des Eishockeysports in Wichtrach und Kirchdorf (EHC WiKi), von einem Gründungsmitglied beschrieben, die Schilderung der Lehrerwohnung im Vestischulhaus von 1934, die Wassersuche der Gemeinde mit Rutengänger und dem Lehrer als Sprengmeister in den fünfziger Jahren.

Dabei bleibt es nie beim Anekdotischen. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt die ordnende Hand und den roten Faden. Der Band umfasst fünf grosse Kapitel: 1) Von Rokoko bis Internet, 2) Chronik von 1906 bis 1957, 3) Die Gemeinde einst und heute (das Hauptkapitel), 4) Genossenschaften, Gewerbe, Parteien und Vereine sowie 5) Erinnerungen und «Müscherli». Im Hauptteil finden wir neben Themen, die in jeder Ortsgeschichte auftauchen – wie Schule oder Landwirtschaft –, auch solche, die auftauchen müssten, aber häufig links liegengelassen werden: Ortsplanung, Verwaltung (die Gemeindeschreiber, die so häufig ihre ebenso diskrete wie machtvolle Rolle spielen), Wasserversorgung, Elektrizität (der Schlossherr Berchtold von Erlach errichtete 1909 eine Kraftstation unten am Lölistutz mit Druckleitung aus dem Gerzensee), Porträts der Gemeindepräsidenten und der Pfarrer, Schmittengut (Beschreibung einer modernen Wohnüberbauung), Parteien, bekannte Gemeindebewohner.

Ein letztes Lob: Der Band ist durch die Firma Fischer Print in Münsingen grafisch hervorragend gestaltet worden. An den dreispaltigen Satzspiegel, der etwas an Zeitungsspalten erinnert, muss man sich einen Augenblick lang gewöhnen, er kommt aber sicher den heutigen schnellesserischen Gewohnheiten entgegen und eignet sich hervorragend, um Bilder ansprechend und abwechslungsreich zu platzieren.

Wer sich mit dem Gedanken trägt, eine Ortsgeschichte mit Schwergewicht im 20. Jahrhundert zu schreiben, sollte dieses Buch gründlich studieren. Man darf sich aber auch ganz einfach dem reinen Lese- und Schauvergnügen hingeben und das Aufgenommene mit eigenen Erinnerungen vergleichen.

Christoph Zürcher

Schnell, Dieter; Thut, Walter; Furrer, Bernhard: Staldenwache Bern. Die Geschichte der Liegenschaft Gerechtigkeitsgasse 2. Bern: Benteli, 2000. 112 S., ill.

Das Haus Gerechtigkeitsgasse 2 gehört zu den auffälligsten Gebäuden der Berner Altstadt, da es an der Ostfassade einen Torbogen aufweist. Dies ist auf seine Funktion als Wachthaus am oberen Ende des Nydeggstaldens zurückzuführen, was dem Gebäude den Namen «Staldenwache» eingetragen hat. In der sehr aufwändig und illustrativ gestalteten Publikation schildert der Architekturhistoriker Dieter Schnell die Baugeschichte der Staldenwache. Im Zusammenhang mit dem repräsentativen Ausbau der Berner Staatsstrassen entstanden 1760/61 Pläne, das Gebäude um eine Fensterachse gegen Osten zu verbreitern, um darin ein Wachtlokal einzurichten. 1764–1768 wurde das Projekt ausgeführt, sodass nun ein mächtiger Torbogen die in die Stadt Eintretenden empfing. Schnell zeigt auf, dass diese Machtdemonstration in ein Raumkonzept eingebettet war, welches das Nadelöhr beim Einmünden von Junkerngasse, Gerechtigkeitsgasse und Postgasse in den Stalden umfasste. Mit dem Bau der Nydeggbrücke 1840–1844 wurde dieser Bereich völlig umgestaltet, und die Staldenwache geriet städtebaulich ins Abseits. Der Autor kann aufgrund von Indizien nachweisen, dass dieses Bauwerk nicht wie von Paul Hofer vermutet Niklaus Sprüngli zugeschrieben werden kann, sondern dem Holzwerkmeister Ludwig Emanuel Zehender (1720–1799).

Im zweiten Kapitel rollt der Historiker Walter Thut die Geschichte der Stadtwache auf. Der Wachtdienst war vorerst im Milizsystem organisiert, bis 1688 die Wehrpflicht der Bürger abgeschafft wurde und 150 uniformierte Wächter diesen Dienst professionell versahen. Ihre Zahl wurde im 18. Jahrhundert mehrmals erhöht, sodass es 1798 rund 450 Wachtsoldaten gab. Der Autor schildert die Organisation und die Aufgaben der Wachtruppe sowie Details aus dem Arbeitsalltag. Die Hauptwache war die Schaltzentrale des Korps, sie befand sich zuerst beim Rathaus, später am Waisenhausplatz und seit 1768 am Theaterplatz. Von dort schwärmten die Schildwachen aus, um ihre Posten an den Stadttoren zu beziehen oder um in den Gassen zu patrouillieren. Die Stadtwache wurde erst 1832 durch Organe der Stadt- und Kantonspolizei ersetzt.

Im dritten Teil gibt Walter Thut einen Überblick über die Besitzergeschichte der Liegenschaft. Bis 1720 besaßen Gewerbetreibende das Haus, danach übernahmen es einflussreiche Bürgerfamilien. 1997 erwarb es Charles von Graffenried.

In einem abschliessenden Beitrag berichtet Bernhard Furrer, der städtische Denkmalpfleger, von der Restaurierung des Hauses in den Jahren 1992–1994 sowie 1997/98. Er geht dabei nicht nur auf Fragen der Fassadenrenovation ein, sondern auch auf Details der inneren Gestaltung. Die Büronutzung verschwand mit diesem Umbau aus dem Haus, es wird seither wieder als Wohnhaus mit luxuriösem Innenausbau genutzt.

Der vom heutigen Besitzer in Auftrag gegebene Band beleuchtet verschiedene Aspekte eines aussergewöhnlichen Hauses und ist sehr gut illustriert. Anhand von eigens angefertigten Rekonstruktionszeichnungen lassen sich frühere Bauzustände im Aussenraum und im Innern des Gebäudes leicht nachvollziehen. Zudem wird historisches Bildmaterial mit aktuellen Aufnahmen konfrontiert. Der Inhalt geht weit über eine architektonische Beschreibung hinaus und zeigt die städtebaulichen Zusammenhänge und die besondere Funktion des Gebäudes auf. Mit dieser Publikation ist die historische Dokumentation der Berner Altstadt um eine interessante Facette reicher geworden.

Christian Lüthi

Aerni, Agathon; Agstner Rudolf: Von k.k. Gesandtschaft zur Österreichischen Botschaft. Festschrift 150 Jahre Österreichische Botschaft Bern. Österreich(-Ungarn) und seine diplomatischen und konsularischen Vertretungsbehörden in der Schweiz und Liechtenstein. Wien: Diplomatische Akademie, 2000. 300 S., ill.

Den Anstoss zur vorliegenden Publikation bildete das 150-Jahr-Jubiläum der österreichischen diplomatischen Vertretung in Bern, die 1867 mit dem Umzug der damaligen k.k. Gesandtschaft von Zürich in die Bundesstadt ihren Anfang nahm. Wie der Untertitel des Bandes sagt, geht es den beiden Autoren – ein Berner und ein Wiener – nicht um die Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und Österreich, sondern um die diplomatischen und konsularischen Vertretungsbehörden. Als Quellen wurden sowohl Akten aus schweizerischen als auch österreichischen Archiven herangezogen. Auf österreichischer Seite fehlen allerdings wegen Aktenvernichtungsaktionen insbesondere während turbulenter Zeiten wie 1918/19 oder 1938 einige Bestände. Dennoch ist es den Autoren gelungen, lückenlos, mit den wichtigsten biografischen Eckdaten, nachzuzeichnen, wer unser östliches Nachbarland in den letzten 150 Jahren in Bern vertrat und wo die Missionen einlogiert waren. In gleicher Weise wird die Geschichte der Konsulate in verschiedenen schweizerischen Städten dargestellt. Weitere Kapitel befassen sich mit der k.u.k. Botschaft beim Heiligen Stuhl, die 1915 bis 1918 im Berner Exil war, und mit den Beziehungen zwischen Wien und Liechtenstein.

Wenn auch das Hauptgewicht auf der Zusammenstellung des «wer, wann, wo» liegt, so werden doch auch immer wieder Bezüge zur Zeitgeschichte und den Beziehungen zwischen der Schweiz und Österreich hergestellt. Tatsächlich veränderten sich ja in Österreich während der behandelten Zeitspanne die Verhältnisse immer wieder. Die k.k. Gesandtschaft wurde 1867 zur k.u.k. Gesandtschaft. Zwischen 1918 und 1920 ergab sich ein Nebeneinander der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Liquidation und einer Vertretung des deutsch-österreichischen Staates beziehungsweise ab 1919 der Republik Österreich. Während des Ersten Weltkriegs stieg im Übrigen der Personalbestand enorm an; ein Ausdruck dafür, dass Bern damals eine Drehscheibe internationaler (Spionage-)Kontakte war. Nach dem Anschluss Österreichs 1938 wurde die Gesandtschaft geschlossen. 1946 wurde sie wieder eröffnet und 1957 zur Botschaft aufgewertet. Aus der Sicht bernischer Geschichtsschreibung sind vor allem die Hinweise zu den Adressen interessant. Bis zum Kauf der Residenz an der Kirchenfeldstrasse 84 im Jahre 1949 gab es immer wieder Probleme bei der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten. Bern war im Übrigen nicht ein Posten, um Karriere zu machen.

Das vorliegende Buch liefert viele Informationen, die als Basis für weiterführende Fragestellungen dienen können. Denkbar wäre zum Beispiel eine vertieftere Recherche zum sozialen und familiären Umfeld der Vertreter oder zu den Wohnverhältnissen. Schade ist, dass einzelne Abbildungen keinen Bildnachweis haben. Die für den Text verwendeten Quellen werden zwar in den Fussnoten ausgewiesen; es fehlt aber ein Überblick mittels eines Quellen- und Literaturverzeichnisses.

Susanna Bühler